



Die kirchliche Baukunst des Abendlandes

historisch und systematisch dargestellt

Dehio, Georg

Stuttgart, 1892

Die Basis

[urn:nbn:de:hbz:466:1-81352](http://urn.nbn.de:hbz:466:1-81352)

um ihre Zwischenaxe gewundene Zwillingssäule: eine Tändelei, der man nicht gram sein kann, wenn sie mit soviel Grazie auftritt, wie in den Kreuzgängen der Laterans- und der Paulskirche (Taf. 298. 2. 3). Mit richtigem Gefühl wird nicht die letztere Form (deren gleichsam vegetabilische Elastizität damit nur beschwert worden wäre), sondern nur die erstere zum Gegenstand der prachtvollen Ueberkleidung mit Glasstiftmosaik gemacht, welche den zarten, traumhaften Reiz dieser von der Ausdrucksweise nordischer Phantastik unendlich weit entfernten Werke vollenden hilft. — Eine Spielerei bedenklicherer Art sind die Knotensäulen (Fig. 298. 10. 11): zwei, vier oder mehr gekuppelte Schafte werden in der Mitte um und um verschlungen, als wären sie weiche Taue, während der untere und obere Teil wieder geradlinig und fest erscheint. Einmal (im Dom von Würzburg) finden wir die Inschrift »Jachin und Booz« und damit eine Anspielung auf den salomonischen Tempel (1 Kön. 7, 21 und Jerem. 52, 21); ob wir darin den Ursprung der seltsamen Form erkennen sollen, ist doch zweifelhaft; wahrscheinlich ist sie nur der realistisch-barocke Ausdruck für enges Verbundensein. Knotensäulen finden sich am häufigsten an den Portalen Oberitaliens; in Lucca an Zwerggalerien als Markierung der Ecken; in Deutschland an gekuppelten Fenstern; in Frankreich und England scheinen sie unbekannt zu sein. — Auf der Höhe phantastischer Laune stehen die Bestiensäulen, gleichsam verzerrte Gegenbilder der griechischen Karyatiden, deren Schafte über und über bedeckt sind mit Greifen, Drachen, Krokodilen, im Kampfe mit Menschen »zu scheußlichen Klumpen geballet«. Beispiele: Souillac in Westfrankreich (Taf. 333), Krypta des Domes zu Freising und befremdlicherweise auch Lucca, Zwerggalerien von S. Michele und S. Martino; schon diese Zusammenstellung mit sicher dem 12. Jahrhundert angehörenden ausserdeutschen Denkmälern beweist die Unhaltbarkeit der Behauptung, dass die vielberufene Freisinger Säule aus einem Bau der fränkischen Zeit herübergewonnen sei und Momente aus dem altgermanischen Mythos zum Gegenstand habe.

DIE BASIS. Der romanische Stil kennt nur eine einzige Normalform der Säulenbasis, die von der Spätantike ihm überlieferte sogen. attische. Aber diese ist in den Einzelheiten nicht stereotyp, wie sie es bei den Römern geworden war, sondern zeigt sich zu mannigfaltiger Modulation befähigt. Man betrachte zunächst die auf Taf. 300 zusammengestellten Entwicklungsreihen. Die frühromanische Basis

(Fig. 1—3) ist in allen Ländern starr und unnachgiebig; sehr hoch im Verhältnis zum Durchmesser; im Profil so steil, dass zwischen dem unteren und oberen Pfuhl wenig oder kein Unterschied der Ausladung ist. Die Veränderung gegenüber der antiken Auffassung lässt sich so ausdrücken, dass nach der letzteren die Basis als Vermittlerin zwischen dem Schaft und dem Fussboden an den Eigenschaften beider gleichen Anteil nahm, während sie im romanischen Stil einseitig auf die Säule bezogen wird: — insofern auch mit grösserem Rechte, als sie ja regelmässig durch eine viereckige Sockelplatte über den Fussboden emporgehoben ist. Auf der andern Seite ist die freie Uebergangslinie zum Schaft, der sogen. Anlauf, verloren gegangen; eine gewisse Erinnerung an ihn lebt indes noch fort, wenn auf den oberen Torus ein Plättchen oder ihrer zwei zu liegen kommen (Fig. 2, 4, 5, 7 d—f); in jüngerer Zeit stellt sich wohl auch das richtige Profil des Anlaufs wieder ein, doch wird derselbe missverständlich nicht als Zubehör des Schaftes, sondern als Teil der Basis angesehen (Taf. 300. 6 q, 301. 18). Die technische Ausführung pflegt in der Frühzeit sehr roh zu sein, so dass z. B. das Torusprofil nicht als Halbkreis, sondern als unreine, abgeplattete Kurve gezeichnet wird (Fig. 6 a—e). In Frankreich ist diese krude Behandlung geradezu die Regel, während Deutschland sich grösserer Korrektheit befleissigt. — Die mittelromanische Basis. Sie wird flacher, im Profil schwungvoller (300. 5, 301. 16. 17), es ist unverkennbar, dass der Blick sich auf gute antike Muster zu richten beginnt. Besonders die burgundische Schule gab sich darum Mühe und wirkte durch den Einfluss Clunys auch auf die Nachbarprovinzen. Hieraus dürfte sich die ungewöhnlich reine Basenform in Limburg a. H. erklären (Fig. 7 c) und nicht minder die zwar abnorme, aber doch sichtlich von antiker Empfindung berührte in Echternach (Taf. 301, 3). Nun wird auch die viel- und feingliedrige ionische Basis nachgeahmt: in Saint-Benoist noch mit Rückfall in frühromanische Steilheit (6 k—m), in St. Etienne zu Nevers mit scharfkantigen Riemchen (6 g), freier und weicher im Rhonethal (6 o, p); in der toskanisch-römischen Protorenaissance gehört sie zum festen Bestand (7 k—m, 299. 3) und von hier ist sie mit einigen anderen antikisierenden Details auf unbekanntem Wege in die Apsis des Domes von Speier gekommen (6 i). — Wieder einen anderen, höchst elastisch belebten Charakter hat die spätromanische Basis (Fig. 8—13). Ein fortlaufender Zug geht durch alle drei Glieder hindurch, in freien Kurven mit steter Krümmungsänderung, gleichsam stählern biegsam und federkräftig der

Last zugleich nachgebend und ihr entgegenwirkend, im unteren Pfuhl über den Rand des Sockels hinausgedrängt, in der Kehle tief einknickend und dann aufschnellend, um erst im oberen Pfuhl zu der festeren Gestalt des Halbkreises zurückzukehren. Freilich kommen alle diese Feinheiten nur in der genauen Seitenansicht zu voller Geltung; wenn aber, wie gewöhnlich, die Basis beträchtlich tiefer liegt, als das Auge des Betrachters, so erscheint sie leicht flach und schwächlich, ein Uebel, das auch durch die geschärften Licht- und Schattenkontraste (man beachte namentlich die Abschrägung des Teilungsplättchens zwischen der Kehle und dem oberen Pfuhl) nicht aufgehoben wird.

Abweichungen von der normalen Zusammensetzung der Basis sind überaus häufig, doch wohnt ihnen keine systematische Tendenz inne, kein Bestreben nach Bildung neuer Typen, sondern es sind nur Aeusserungen individueller Willkür. In Fig. 1—3 auf Taf. 301 haben wir Beispiele von Vermehrung der Glieder; viel häufiger ist ihre Reduktion (Taf. 297. 5, 298. 4. 5. 7), ja in der Normandie und England ist die rudimentäre Einschrumpfung des attischen Schemas förmlich die Regel.

Dekoration der Basis (Taf. 302). Fig. 9, 11, 12 c, d, e und 13 zeigen am Torus gedrehtes Tau, Flechtwerk, Blätterkranz, Perlenschnur, also Motive, die einem verwandten Gedanken entsprungen sind, wie die Dekoration der antiken ionischen Basis, dem Gedanken der Zusammenschnürung als Symbol der Gegenwirkung gegen die peripherisch auseinandertreibende Last. Ausserdem gibt es eine Klasse von Ornamenten, die zacken- oder franzenartig als herabhängende Endigungen des den Schaft umhüllenden Gewebes gedacht werden (Fig. 12 a, b). Wir gewinnen daraus eine Vorstellung, welcher Art die gemalten Muster gewesen sein werden; in plastischer Uebertragung sind sie nicht eben häufig.

Grösste Verbreitung fand aber im entwickelten romanischen Stil und ist ein ihm durchaus eigentümlicher Zuwachs die Eckverbindung. Je mehr im Laufe der Entwicklung die relative Höhe der Plinthe anwuchs und je häufiger dem eigentlichen Säulenfuss noch ein Sockel hinzugegeben wurde (Taf. 297. 9. 10), um so empfindlicher wurde die vom Pfuhl freigelassene wagerechte Fläche der Platte in dieser Entfernung vom Erdboden als störende Unterbrechung des allgemeinen Höhestrebens wahrgenommen; auch mochte man häufige Bestossung der Ecken erfahren haben. Hier tritt nun das in Rede stehende

Zierglied ein, das von den vier Ecken der Plinthe her mit ansteigendem Profil dem unteren Pfahl zustrebt in der Richtung auf dessen Zentrum. In der ältesten, noch unvollkommenen Fassung ist es ein Klötzchen oder Knollen oder in phantastischer Umbildung ein Tierkopf oder ganzes Tier (Taf. 301. 5—10), alsbald tritt aber eine mehr organische Verbindung ein, bald so, dass das Glied als ein Auswuchs des Pfahls, bald so, dass es als Uebergreifen der Platte gedeutet wird. Die letztere Fassung, Eckkappe könnte man sie nennen, gehörte der Hirsauer Schule und verbreitete sich im 12. Jahrhundert namentlich in Norddeutschland (Taf. 297. 3. 4, 301. 12 und auf der beistehenden Textfigur b); die erstere (ursprünglich sporenartig gestaltete) führt zu dem schönen Motive des geschmeidig niederfliessenden, am freien Ende sich aufrollenden Eckblattes, das eine der am meisten in die Augen fallenden Charakterformen der französischen Frühgotik wie des deutschen Uebergangsstils wurde (Taf. 300. 9. 12, 301. 4. 18, 302. 1—7). Eine Nebenform, an lederartigen Ueberhang erinnernd, zeigt Taf. 301. 13. 14.

Der Ursprung der Eckzier ist in der Lombardei zu suchen; hier wie in Süddeutschland (Reichenau) wird sie anfangs gelegentlich auch auf das Kapitell angewendet; ihre vollkommene Gestalt empfing sie erst im Norden. In Deutschland ist das Langhaus der Klosterkirche Hersfeld das älteste nachzuweisende Beispiel, wofern dieser Bauteil, wie nicht unwahrscheinlich, von Abt Poppo (a. 1040 ff.) herrührt oder doch nur wenig jünger ist. In Konstanz 1054—1089, Schaffhausen um 1090, in Alpirsbach um 1100, in Paulinzelle um 1110, alles Bauten der Hirsauer Schule. In Burgund, auf welches die Vermutung hierdurch gelenkt werden könnte, haben wir das Motiv in so früher Zeit nur einmal, in der Krypta von S. Bénigne in Dijon, gefunden; sonst in keinem Teile Frankreichs vor dem 12. Jahrhundert (Viollet-le-Duc, II, 133 nennt den Anfang des 11. Jahrhunderts, bleibt aber den Beweis schuldig).

Ganz irregulär ist die Gestaltung der Basis als umgestürztes Kapitell (Taf. 298. 6), an Zwerggalerien und Fenstersäulchen nicht ganz selten.

DAS KAPITELL. Die sinkende römische Kunst hatte der Säule, indem sie sie zur Trägerin von Bogen machte, eine neue Aufgabe zugeteilt, aber sie hatte nicht daran gedacht, entsprechend dem veränderten Verhältnis von Stütze und Last auch dasjenige Glied, in welchem der Konflikt derselben am sichtlichsten zum Austrag kommt, das Kapitell, neu zu gestalten. Den ersten Versuch in dieser